



CORNELIA NAUMANN

Scherben des Glücks

*Das Leben der
Wilhelmine von Bayreuth*

Historischer Roman

SPANNUNG

GMEINER



BAYREUTH.

CORNELIA NAUMANN
Scherben des Glücks

CORNELIA NAUMANN

Scherben des Glücks

Das Leben der Wilhelmine von Bayreuth

SPANNUNG

GMEINER



Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Der Abend kommt so schnell (2018), Königlicher Verrat (2016),
Die Portraitmalerin (2014)

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

*Originalausgabe erschien im Sutton Verlag 2009.
Von uns vollständig überarbeitete Nachauflage.*

© 2019 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2019

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Bildes von: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Wilhelmine_von_Preußen_\(1711-1763\)_Staatsporträt.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Wilhelmine_von_Preußen_(1711-1763)_Staatsporträt.jpg)
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-6153-8

»Wir geben zu viel Geld für Kriege aus.
Es wäre besser, wenn wir mehr Opern aufführen würden.«

Luciano Pavarotti

Inhalt

Prolog. Spiegelscherbe	7
Teil I Berlin 1709–1731	10
Teil II Die Reise 1732	156
Teil III Baireuth 1734–1754	250
Epilog. Spiegelscherbe	652
Nachwort	656

Prolog. Spiegelscherbe

IST SIE VON den Schmerzen erwacht oder vom Mond, der als silberne Scheibe am Himmel steht und eine breite Bahn weißen Lichtes in ihr Schlafzimmer wirft? Benommen starrt sie in dieses Licht, das den weißen Damast ihres Bettes in ein fahles Blau taucht. Ein Leichentuch, denkt sie erschrocken, ich liege bereits unter meinem Leichentuch. Die weißen Nächte bringen den Tod, wer hatte das gesagt? So ein alberner Aberglaube. Es ist doch nur Vollmond.

Sie versucht, sich aufzurichten. Ihre durchlöcherten, mit Wasser gefüllten Lungen wehren sich rasselnd. Aber sie gibt nicht auf, bis sie ihren angeschwollenen Körper mit einer kleinen schmerzhaften Drehung in den Rollstuhl sacken lässt, der neben ihrem Bett steht. Sie bringt die widerspenstigen Räder dazu, sich unter ihren sehnigen, dürr gewordenen Händen zu drehen. Lautlos setzt sich der Rollstuhl in Bewegung. Gestern hatte sie die Lager ölen lassen, sie will niemanden aufwecken, wenn sie in der Nacht durch die Gemächer ihres Schlosses fährt, von Schlaflosigkeit gepeinigt. Der Schmerz bringt sie fast um die Besinnung, aber sie muss in ihr Kabinett, ihr geliebtes chinesisches Spiegelscherbenkabinett, sie spürt, dass etwas geschehen ist.

Ich bin Wilhelmine, denkt sie, Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, Königstochter und Markgräfin von einem Misthaufen, der sich Baireuth nennt. Ich gehe in mein fünfzigstes Lebensjahr, und ich werde sterben. In dieser letzten weißen Nacht des Vollmondes werde ich sterben, und vorher muss ich mit meinem Bruder ins Reine kommen. Hochkirch? Wo ist Hochkirch? Er begeht Unrecht, nur ich kann

ihn davon abbringen, und Voltaire muss mir helfen. Preußen ist in Gefahr, mutwillig hat es der König in Gefahr gebracht, er muss Frieden schließen. Bevor nicht Frieden ist, darf ich nicht von dieser Welt gehen.

Es knirscht. Sie schreckt zusammen. Sie ist über eine Schnecke gefahren. Nun kriechen diese schleimigen Biester schon bis ins Schloss. Tod und Verwahrlosung überall. Ekel lässt ihren Körper erschauern.

Die Tür zum Musikzimmer steht offen. Die Instrumente lehnen in ihren Ständern vor den Stühlen, so wie sie es angeordnet hat. Sie will keine schwarzen Särge sehen, sie will die Schönheit der Instrumente sehen, das glänzende Holz in seinen Maserungen bewundern, die Saiten des Cellos berühren, über den geknickten Hals der Laute streichen. Mühsam rollt sie zu ihrem Cembalo. Es steht aufgeschlagen da, das bekommt ihm nicht gut. Aber sie wird sterben, wer soll noch darauf spielen. Zart berührt sie die beiden Manuale. *Mon orage pièce*, flüstert sie, mein liebes Gewitterteil, funkele für mich.

Als hätte der Mond sie gehört, sendet er seinen Strahl durch die Glastüren und lässt die Einlegearbeit aus Perlmutter silbern aufblitzen. Sie lächelt und berührt das Manual. Ziehen kann sie es nicht mehr. Verächtlich betrachtet sie die bunte Schäferszene auf dem hochgeklappten Flügel, heitere Menschen, die in einer sanft gewellten Landschaft unter Bäumen promenieren. Alles Lüge, alles Illusion, es gibt keine Idylle und keinen Parnass, es gibt nur Untreue, Lüge und Verrat in der Welt, nichts als Verachtung habe ich dafür übrig. Meine Pilgerreise hat mich über diesen Schmutz erhoben, ich bin auf dem Weg zur Wahrheit, und der führt über die Einsamkeit des Herzens.

Sie schließt die Augen und spielt die Cavantine aus ihrer letzten Oper, rasselnd geht ihr Atem, kaum wollen ihr die

Hände gehorchen. L'huomo, denkt sie, der Mensch, frei muss er sein von allen diesen schrecklichen Trieben, die unser Leben beherrschen und in grausame Bahnen lenken, diesen Gedanken muss ich noch ausführen.

Sie beginnt, mit dem Thema in Moll zu improvisieren. Ein Einzugsmarsch für meinen Sarg, das geliebte Fis für den schwarzen Marmor, einen zarten Akkord für meinen lächerlichen ausgezehrten Körper, den der Marmor wie eine kalte Grotte einschließen wird. Duster klingt die Tonfolge vom Cembalo.

Notieren Sie, befiehlt sie, notieren Sie, Pfeiffer!

Sie setzt ihr kleines sardonisches Lächeln auf, jene Mischung aus Schurkerei und Intelligenz, für das sie als hochmütig verschrien ist. Meine Opern müssen feiner ausgeführt werden, die Konzerte brauchen einen neuen Schliff, sie sind zu brav, wir müssen alles sortieren, Pfeiffer, und binden lassen, keiner weiß mehr, welche Notenblätter von mir sind. Notieren Sie, Pfeiffer, ich kann meine Zeit nicht mit Sterben verplempern, ich muss Unsterbliches hinterlassen.

Teil I

Berlin
1709–1731

AM 23. OKTOBER 1721 wurde Dorothea Freiin von Wittenhorst-Sonsfeld zur Hofmeisterin der kleinen Prinzessin von Preußen ernannt, und heute, zehn Jahre später, am 11. Mai 1731, sollte sie öffentlich an allen Straßenecken Berlins ausgepeitscht werden.

Dorothea von Sonsfeld hatte den Tisch im Vorraum des Gemaches der Prinzessin Wilhelmine im Berliner Stadtschloss vorbereitet. Nach einem kritischen Blick auf die Damastischdecke und das schwere Silberbesteck setzte sie sich auf einen der zierlichen Hocker und wartete auf das Frühstück. Ihr Blick fiel auf das türhohe Fenster, das in sechzehn große Quadrate gegliedert war, aber dennoch nur die schwarzen Fensterlöcher der gegenüberliegenden Schlossseite zeigte. Kein Stück Himmel war zu sehen.

Das zweite Fensterquadrat von oben hatte einen Sprung. Es war ein alter Sprung. Seit Jahren hätte sie ihn sehen können, doch erst seit die Gemächer zu ihrem Gefängnis geworden waren, hatte sie jeden Tag Zeit, ihn zu betrachten. Ein alter Sprung in einem alten Fenster in einem alten hässlichen Schloss, dachte sie. Die Dienstmägde hatten das Fensterquadrat mit dem Sprung nie richtig geputzt, vielleicht aus Angst, sich zu schneiden, wahrscheinlich aber, weil sie fürchteten, das Fenster zu zerbrechen oder auch nur den Putzlumpen an der scharfen Kante zu zerreißen – selbst Letzteres wäre von dem geizigen Hausherrn unerbittlich bestraft worden. Geizig ist er, dachte sie. Geizig und hartherzig. Ein altes, düsteres Haus, das einem alten, bösen Mann gehört. Wie konnte

ein Vater sein Kind monatelang einsperren. Die ungerechte Behandlung ihrer Prinzessin versetzte das Fräulein in Zorn. Sie wusste: Der König spaßte nicht. Niemals.

Es klopfte. Der königliche Kammerdiener Eversmann steckte sein abscheuliches Gesicht durch die Tür. Das charakterlose Faktotum des alten, bösen Mannes, dachte die Hofmeisterin. Was wollte er am Morgen schon vor dem Frühstück?

»Ich wünsche untertänigst einen guten Morgen. Oh, Hochwohlgeboren haben sich umsonst für das Frühstück der Prinzessin bemüht«, sagte Eversmann, während die Blicke aus seinen unangenehmen kleinen Augen den Raum förmlich durchsuchten. Wie ein Wiesel, dachte die Hofmeisterin, nein, schlimmer: wie eine Ratte, die aus ihrem Loch gekrochen ist.

»Gibt es heute nicht mal Frühstück?«, fragte die Hofmeisterin sarkastisch. Nach all den Widerwärtigkeiten, die man der Prinzessin und ihr in den letzten Monaten vorgesetzt hatte, hätte es sie nicht weiter erstaunt. Gestern hatte es zum Mittagessen verdorbenen Hering gegeben. Ungenießbar, und erst der Gestank!

»Aber ganz im Gegenteil, Durchlauchtigste Hofmeisterin! Ich habe Order vom König, Sie nach vorn in die königlichen Gemächer zu führen ...«

Noch im Morgengewand, kam Wilhelmine aus ihrem Schlafzimmer. Offenbar hatte sie sich eilig allein frisiert und Puder aufgelegt. Die Hofmeisterin betrachtete ihren Schützling mit einer Mischung aus Stolz und Besorgnis und lächelte nachsichtig. In Gegenwart des königlichen Kammerdieners hätte sie ihr Morgenhabillé anlegen müssen. Aber sie konnte verstehen, dass die Prinzessin sich dem umständlichen und schmerzhaften Korsett verweigerte. Seit Beginn ihrer Gefangenschaft hatte es auch keinen offiziellen Anlass mehr gegeben, der offizielle

Kleidung erfordert hätte. Außerdem sah sie in ihrem cremefarbenen seidenen Morgengewand mit den weit geschnittenen Ärmeln sehr vornehm aus. Das Gewand mit Schleifen an der langgezogenen, spitz zulaufenden Taille erweckte den Eindruck, die Prinzessin sei tatsächlich geschnürt.

Unter dem Gewand aber war sie abgemagert, und unter dem reichlich aufgetragenen Rouge war ihre Haut blass und für ihr Alter zu welk. Es war nicht Wilhelmines Schuld, mit einundzwanzig Jahren noch immer nicht verheiratet zu sein. Zu lange zieht sich das *Procedere* schon hin, und schuld allein ist das Gezänk der königlichen Eltern, dachte das Fräulein. Die Prinzessin drohte zwischen den Befehlen eines bösen Haustyrannen und einer Mutter, die für ihre angstvollen Intrigen ihre Tochter gegen den Vater ausspielte, zerrissen zu werden.

Eversmann verbeugte sich – nicht tief genug, wie das Fräulein missbilligend feststellte. Vermutlich war er der Meinung, eine gefangene, nicht in der Gunst des Königs stehende Prinzessin habe nur eine halbe Verbeugung verdient.

»Guten Morgen, Königliche Hoheit, wünschen wohl geruht zu haben.«

»Danke, Eversmann. Was gibt es?«, fragte Wilhelmine kurz.

Ihre Haltung ist königlich, frohlockte die Hofmeisterin, schon hat sie ihn für die mangelhafte Verbeugung abgestraft, indem sie ihm keinen guten Morgen wünscht. Wenn sie nur korrekt gekleidet wäre!

»Der König wünscht, dass Sie Ihr Frühstück heute in den königlichen Gemächern an der Vorderseite einnehmen. In Begleitung von Fräulein von Sonsfeld selbstverständlich.«

Die Prinzessin und ihre langjährige Hofmeisterin tauschten einen langen Blick. Was hatte das zu bedeuten? War das Ende der Gefangenschaft zu erhoffen?

»Der König hat Brioches und Schokolade befohlen. Sie möchten die vordere Aussicht zur Allee unter den Linden genießen. Ich bitte untertänigst, mir bitte folgen zu wollen ...«

Nein, wollte das Fräulein rufen, die Prinzessin muss für einen solchen Anlass erst angekleidet werden!

Aber Wilhelmine dachte nur: Schokolade! Brioches! Dass es das noch gibt! Der König hat mir verziehen. Mein Vater liebt mich wieder!

In ihrer freudigen Überraschung schenkte sie sogar dem verhassten Eversmann ein Lächeln. Dieser öffnete weit die Tür und prallte auf die Mermann, Wilhelmines Amme, die ihren Säugling nie verlassen hatte und inzwischen an die sechzig Jahre zählte. Anna Mermann, Nachfahrin einer im Dreißigjährigen Krieg von marodierenden Soldaten vergewaltigten Mecklenburger Bauerntochter, die bei ausgeplünderten Brandenburger Bauern eine neue Heimat gefunden und dort nach den ausgestandenen Schrecken ihre Kinder zu Stärke und Selbstbewusstsein großgezogen hatte, stemmte ihre Hände in die füllige Leibesmitte und fragte in unverkennbarem Berlinerisch: »Und wie isse, die Schokolade für meen Prinzesschen?«

Ratlos starrte der Kammerdiener die Amme an, die heimlich gelauscht hatte und daraus keinen Hehl machte. Wilhelmine konnte ein Kichern nicht unterdrücken. Die Hofmeisterin übersetzte süffisant: »Sie müssen die Frage einer besorgten Amme verstehen, Herr Eversmann. Sie möchte wissen, wie die Schokolade zubereitet ist.«

Der Kammerdiener wandte sich an die Amme. »Mit Milch, Frau Mermann, selbstverständlich mit Kuhmilch! Und die Brioches mit guter Butter, alles ganz frisch, wie immer.«

Mit einem letzten unwilligen Blick auf Eversmanns schlechte Haut gab die füllige Amme den Weg frei, ging zu

Wilhelmine und tätschelte ihr die Wange. »Siehste, Kleene, nu wird et wieder, der Herr Papa zeigt Güte, wa?«

Die Hofmeisterin blieb skeptisch, aber Wilhelmine, die ihre Amme zärtlich liebte, nickte eifrig. Endlich durfte sie diese Gemächer verlassen, die seit fast einem Jahr ihr Gefängnis waren. Und gleich zum Dejeuner in die königlichen Gemächer, welche Auszeichnung! Ihre Wangen röteten sich, ihre Bewegungen wurden lebhaft, ja, sie verspürte sogar Appetit.

Mit schnellen Schritten ging Eversmann voran. Wilhelmine bemühte sich, ihm zu folgen, und erkundigte sich nach dem Befinden ihres Vaters. Damit brachte sie den Kammerdiener in eine schwierige Situation. Die Etikette erforderte, dass er die Hoheiten ansah, wenn er mit ihnen sprach. Wilhelmine hatte aber in seinen Rücken hinein gesprochen, und so musste er sich umdrehen und antwortete, krampfhaft bemüht, im Rückwärtsgehen seine steife Würde zu bewahren: »Nicht sehr gut, Euer Hoheit. Die Gicht plagte seine Majestät heute Nacht.«

Wilhelmine bat, dem König ihre Genesungswünsche zu bestellen: »Verbinden Sie dies mit der Bitte einer liebenden Tochter, mit meinem geliebten Papa am Samstag wieder gemeinsam das Abendmahl einnehmen zu dürfen, denn ich habe seit Monaten nicht kommuniziert.«

Eversmann, noch immer rückwärts den Weg suchend, versprach, sich für die Bitte zu verwenden, und drehte sich erleichtert wieder um. Wilhelmine grinste ihrer Hofmeisterin zu, ein kurzes schurkisches Lächeln. Für einen Augenblick sah sie ihrem Vater verblüffend ähnlich. Genau dieses Grinsen hatte der knapp vierzehnjährige Friedrich Wilhelm aufgesetzt, nachdem er seinen Pagen die Kellertreppe hinuntergestoßen hatte.

Wilhelmine tänzelte den Gang entlang wie ein Pferd, das nach einem langen Winter hinaus auf die Koppel darf. Gebe

Gott, dass ihre Hoffnungen berechtigt sind und der König endlich ein Einsehen hat, dachte die Hofmeisterin, dass er seine Tochter wieder hinaus unter die Menschen lässt, wo sie hingehört.

Missbilligend bemerkte sie, dass Wilhelmine ihr Morgen-
gewand nur mit einer Hand gerafft hatte und die Schleppe
hinter ihr Wolken von Staub und Unrat aufwirbelte. Die emp-
findliche helle Seide war mit Sicherheit ruiniert. Das Fräulein
hasste die endlosen Gänge dieses düsteren Stadtschlusses, das
sich die Spreepiraten von Brandenburg erbaut hatten, nach-
dem sie die freie Hansestadt Berlin erobert hatten. »Klotzen,
nicht kleckern« war seit Jahrhunderten die Devise, und so
hatten die prunkliebenden Kurfürsten an ihren mittelalterli-
chen Turm, den »grünen Hut«, immer wieder etwas anbauen
lassen, einen Damentrakt hier, einen Festsaal dort, einen Lust-
gartenflügel daneben.

Mit der Erlangung der Königswürde hatte Wilhelmines
Großvater, Friedrich I., Prunkportale von gigantischen Aus-
maßen vor die Einfahrten setzen lassen; sogar ein Münzturm
war begonnen, aber vor seiner Vollendung im märkischen
Treibsand umgestürzt. Dann wurde Friedrich Wilhelm König.
In seiner soldatischen Sparsamkeit stellte er alle Arbeiten von
einem Tag auf den anderen ein. Übrig geblieben war ein rie-
siges unvollendetes Schloss, außen voll kaltem Prunk, innen
verwahrlost noch vor seiner Vollendung, zugig, feucht und
nicht zu beheizen. Außen hui, innen pfui, pflegte die Mer-
mann zu sagen, die nicht mit ihrer Ansicht hinterm Berg hielt,
dass die beiden Prinzen, Wilhelmines Brüder, ihre ersten Tage
nach der Geburt nicht überlebt hatten, weil es zwischen die-
sen Mauern zu kalt und zu feucht war.

Die verehrungswürdige Königin Charlotte, erste Herrin
des Fräuleins von Sonsfeld und Mutter von König Friedrich
Wilhelm, hatte den Bau, den ihr Gatte nach der neu erwor-

benen Königswürde von einer kurfürstlichen Burg in ein pompöses königliches Schloss umwandeln wollte, ebenfalls gehasst. Nach ihren eigenen Entwürfen baute man die heitere, lichtdurchflutete »Lietzenburg«, die später nach ihr »Charlottenburg« genannt wurde. Ach, war das ein Leben dort gewesen, sinnierte das Fräulein wehmütig, und dieser Blick in den prachtvollen Park! Aber hier? Seit der geizige König das Personal um die Hälfte reduziert und Teile des Schlosses geschlossen oder verpachtet hatte, konnte man die heruntergekommenen Flure und die mittlerweile 800 Räume nicht einmal sauber halten. Häuser sind wie ihre Herren, dachte sie.

»Bitte sehr, Hoheit. – Meine Damen.« Eversmann wies auf die hohe Tür.

Sie waren endlich in den Gemächern des Königs angekommen, die sich im dritten Stock an der Nordseite befanden. Hier wiesen die türhohen Fenster nicht in den steinerne sonnenlosen Innenhof, sondern auf die Straße. Hier gibt es keinen Sprung im Glas, dachte die Hofmeisterin.

Ein Tisch war in den Alkoven gestellt und mit weißem Damast gedeckt worden. Silbernes Frühstücksgeschirr spiegelte sich in der Maisonnette. Stumm standen zwei Diener neben der Tür. Wilhelmine flog förmlich ans Fenster.

»Wie die Sonne scheint! Sieh mal, Sonsine, die Linden sind schon fast grün!«

Die so zärtlich Benannte betrachtete misstrauisch das fürstliche Arrangement. Sie sollten also hinausschauen dürfen. Was für ein Schauspiel wollte der König ihnen bieten?

»Und es gibt noch Menschen in Berlin!«, rief Wilhelmine begeistert aus. »Wie frühlingshaft sie angezogen sind! Es scheint warm zu sein!«

Sonsine hatte sie bereits gesehen, Frauen in Leinenkleidern, mit gestärkten Hauben, Kinder in Holzschuhen, einige vor-

nehme Damen und Herren, die sich in Portchaisen zu ihren Geschäften tragen ließen. Die Mermann, die ihnen schnauwend gefolgt war, sah auf die breite, von Linden gesäumte Prachtstraße, eine Idee des großen Kurfürsten, damit niemand sich verirren konnte. Alle Ausfallstraßen von Berlin waren in Alleen verwandelt worden. Die Mermann sah die Hofmeisterin an und zog eine Augenbraue hoch. Da ist was im Busche, signalisierte ihr Blick.

Für einen gewöhnlichen Werktag war tatsächlich viel Volk unterwegs. Das öffentliche Leben der rasch angewachsenen Stadt bestand oft nur aus Militärparaden und Wachablösungen. Es gab Tage, an denen Berlin nur von Soldaten bevölkert war. Der König höchstselbst beförderte diesen Zustand, indem er mit seinem berühmten Stock, den er stets bei sich trug, die Frauen auf der Straße schlug und sie anherrschte, sie sollten sich von den Gassen scheren und ihrer häuslichen Arbeit nachkommen.

Eversmann klatschte in die Hände. Zwei Diener erschienen mit einem Teewagen. Alles stand darauf, was die Hofmeisterin und Wilhelmine seit Monaten entbehrt hatten. Nicht die übliche Morgensuppe erwartete sie, sondern ein Petitdejeuner nach der neuesten Mode: Knusprige Schrippen und Brioches, Butter, frisches Gebäck nach holländischer Art, duftende Orangenkonfitüre, eine Kanne mit dunkelbrauner Schokolade. Auf einer silbernen Schale lag auf Eis neben hauchdünnen Zitronenscheibchen ein halbes Dutzend geöffnete Austern, Wilhelmines Lieblingsspeise.

Die Mermann sah von dem voll beladenen Wagen auf die korrekt livrierten Diener und knurrte: »Kiek dir det an, und de ganze Zeit hamse det Prinzesschen jefütterert wie im Dreißigjährigen Kriege, wa?«

Wilhelmine hob den zierlichen hohen Schokoladenbecher

hoch und flüsterte: »Das Lieblingsporzellan der Königin! Wie lange habe ich es nicht gesehen.«

Dann griff sie nach dem Löffel und kleckste sich genüsslich eine große Portion Sahne in ihre Schokolade. Dem Fräulein entging nicht, dass dem Diener, der ihr die Schale reichte, Tränen in die Augen traten. Scharf blickte sie ihn an, aber er wich ihrem Blick aus. Er hatte Angst! Hier stimmte etwas nicht, aber was?

Endlich flohen die Diener. Nur Eversmann machte keine Anstalten, das Zimmer zu verlassen. Schade, dachte Wilhelmine, ohne seine Argusaugen könnte es jetzt richtig komfortabel werden. Sie griff nach einem Brioche und biss mit Genuss in das zarte, duftende Gebäck. Dann langte sie mit dem Silberlöffel in die Orangenkonfitüre und bestrich damit die angebissene Seite des Brioches.

»Greif zu, Sonsine!«, ermunterte sie das Fräulein, das zögernd nach der Schokolade griff.

»Komm, Anna! Du bist doch sonst nicht so schüchtern!« Sie hielt der Amme ein Brioche unter die Nase und murmelte mit vollem Mund: »Du musst endlich mal essen wie in der französischen Kolonie! Das ist savoir – vivre!«

»Ick bedien mir lieba mit 'ner Schrippe«, murmelte die Amme und tauschte einen kurzen Blick mit der Hofmeisterin.

In diesem Moment war von der Straße Trommelwirbel zu hören. Eversmann schlenderte ans Fenster und sagte wie beiläufig: »Euer Hoheit, ich versprach Ihnen ein Schauspiel. Hier ist es.«

Eine Auster schlüpfend, sah Wilhelmine zum Fenster hinaus.

Zwei Trommler bogen um die Ecke des Schlosses. Ein Trupp Soldaten in preußischblauen Uniformen mit hohen Blechkappen folgte ihnen. In ihrer Mitte führten sie ein Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, das sich kaum auf den

Beinen halten konnte. Sie lief barfuß und war an den Händen gefesselt. Ihre offenen braunen Haare hingen wirr um ihr Gesicht, das sicher einmal hübsch gewesen war, nun aber vor Angst und Schmerz dunkel und verzerrt aussah. Ihr einfaches hellblaues Leinenkleid war verschmutzt und zerrissen.

Die Soldaten zerrten das Mädchen zu dem Schandpfahl an der Ecke, zu der die Gaffer schon geströmt waren und nun vor den Soldaten respektvoll eine Gasse bildeten. Diese marschierten hindurch, das Mädchen zwischen sich, und banden sie mit ihren gefesselten Händen an den Eisenring im Pfahl, der hoch über ihrem Kopf angebracht war. Der Offizier entrollte ein Papier und las mit lauter Stimme, er tue allen kund und zu wissen, dass diese schandbare Metze mit dem Namen Dorothea Ritter sich mit dem Kronprinzen eingelassen, ihn verführt und zur Flucht verleitet habe. Wegen Unzucht mit einem Mitglied des Königshauses und gemeingefährlicher Verschwörung werde sie an allen Straßenecken Berlins ausgepeitscht und danach ins Spinnhaus der Festung Spandau verbracht, um zu lernen, womit sich eine achtbare preußische Jungfer zu beschäftigen habe. Damit wolle Seine Majestät der allergnädigste König Friedrich Wilhelm I. ein Zeichen setzen für alle verwerflichen Subjekte, jene Verschwörer, die Sympathie für den Kronprinzen und seine schändliche Fahnenflucht zeigten.

Die Austernschale entfiel Wilhelmines Hand und zersplitterte auf dem Parkett.

»Um des Himmels willen, Prinzessin, kommen Sie weg vom Fenster«, murmelte die Hofmeisterin schauernd.

Die Soldaten ließen den Henker durch, einen kurzen, aber kräftigen Mann, der eine neunschwänzige Katze bevorzugte. Mit kräftigen Schlägen schlug er auf den Rücken des Mädchens ein, während die Soldaten laut die Schläge zähl-

ten. Noch bevor der Henker die Zahl zwanzig erreicht hatte, brach die Unglückliche lautlos zusammen. Sie wurde losgebunden, die Soldaten nahmen sie wieder in ihre Mitte und schleiften die Bewusstlose hinter sich her. Der Henker folgte.

Wilhelmine war kreidebleich geworden. »Sonsine! Bring mich weg von hier!«

Voller Verachtung blickte das Fräulein den Kammerdiener an und trug die halb Ohnmächtige mit Hilfe der Meremann zu ihrem Stuhl zurück. Wilhelmine erbrach sich über den Tisch, über das kostbare Frühstück, das sie hatte genießen wollen. Die Amme hielt der Prinzessin den Kopf und strich ihr sanft über die Haare.

»So lauten also die Befehle des Königs?«, fragte die Hofmeisterin, außer sich vor Zorn. »Ein Frühstück mit Henker?«

»Genau so«, erwiderte Eversmann ungerührt, »der König zwang den Kronprinzen, der gerechten Strafe eines Verschwörers zuzusehen ...«

»Verschwörer? Der Enthauptung seines besten Freundes Leutnant Katte musste der arme Prinz zusehen!«

»... analog dazu wünscht der König, dass die Prinzessin der Auspeitschung der Mätresse ihres Bruders, einer Mitverschwörerin, zusehe, damit sie begreift, welche Strafe weibliche Verräter und Verschwörerinnen erwartet«, beendete Eversmann seinen Auftrag kalt.

Wilhelmine griff nach der Serviette, wischte sich den Mund ab und fragte ungläubig: »Die Mätresse meines Bruders?«

»Diese Dorothea Ritter, mit der er fliehen wollte.«

Wilhelmine sah ihn sprachlos an, dann geschah etwas Merkwürdiges. Blass, beschmutzt, mit wirren Haaren begann sie zu lachen. Sie lachte ein so schreckliches Lachen, dass alle verstummten, dann hielt sie plötzlich inne und sagte sehr ruhig: »Das arme Mädchen. Arme Doris, sie ist niemals die Mätresse meines Bruders gewesen, und sie wollte auch nie

mit ihm fliehen. Das weiß ich am allerbesten, aber der König weiß es auch. Was will er in Wahrheit?»

»Der König befahl mir, im Verlauf des Tages alle Vorbereitungen für Ihre Hochzeit zu treffen, Euer Hoheit. Er schwur bei Tod und Hölle, dass er auch Sie, seine eigene Tochter, in die Festung Spandau sperren wolle, wenn Sie sich seinem Willen nicht unterwerfen.«

Dann wandte er sich an die Hofmeisterin und sagte: »Auch Sie sollten sich auf Befehl des Königs die Auspeitschung genau ansehen, weil Sie die Ursache für den Ungehorsam der Prinzessin seien. Er will Sie davonjagen, aber vorher wird er Sie an allen Straßenecken Berlins auspeitschen lassen, genau wie Demoiselle Ritter.«

Wilhelmine erhob sich von ihrem Stuhl. Sie war leichenblass, verschmutzt und schwankte, als sie die Lehne losließ, aber sie hatte genug Würde, nicht mit Domestiken zu streiten. Sehr bestimmt erklärte sie, in ihre Gemächer zurückkehren zu wollen.

»Aber selbstverständlich, Euer Hoheit.«

Eversmann öffnete die Tür, aber er hatte offenbar genaue Order. Mit raschem Blick überzeugte er sich, ob Wilhelmine ihm zuhörte. Dann sagte er laut und überdeutlich zu dem Fräulein: »Sie tun mir herzlich leid, eine so schimpfliche Verurteilung zu erfahren, und das in Ihrer Position. Aber es ist an der Prinzessin, sie Ihnen zu ersparen.«

Leise zischte er ihr zu: »Wenn das Blut Ihren Rücken hinunterläuft, werden Sie einen schöneren Anblick abgeben als diese gemeine Bürgerdirne! Sicher ist Ihr Rücken schön und weiß, das Blut wird ihn noch blendender hervorheben. Wie verlockend ...«

Stumm half das zu Tode erschrockene Fräulein der Amme, die Prinzessin aus dem königlichen Gemach zu tragen. Wie eine Puppe nahmen sie Wilhelmine in ihre Mitte und traten

schweigend den Rückweg an. Die Gänge und Treppen des Stadtschlusses erschienen ihnen dabei noch schmutziger, kälter und unendlich lang.

❁ 2 ❁

»NE, NE, NE, so kann man doch seine Kinnern nicht behandeln«, stöhnte die Mermann und wischte sich die Tränen ab. Sie war auf das Höckerchen im Vorzimmer gesunken, das Wilhelmine benutzte, wenn sie sich die Stiefel zuknöpfen ließ.

»Ne, ne, ne, an diese meine Brüste hab ick se jenährt, die Kleene! Mit meine Milch hab ick se kräftig und groß jemacht, und wofür? Damit se der Vata irre macht? Ne, ne, ne, det stimmt nich mit dem König ...« Sie sah das Fräulein an und senkte die Stimme: »Seit der Fritze versucht hat zu fliehen, is der König nich janz bei sich, wa?«

Das Fräulein nickte. War der König irre geworden? Aber seine Drohung war völlig klar: Sie, die Hofmeisterin, sollte ausgepeitscht und davongejagt werden, wenn sie Wilhelmine nicht zu dem Ehemann überreden konnte, der dem König passte.

Die Mermann fuhr in ihrem Lamento fort: »Und dabei sone liebe Mama, die Königin, nich wie sonst die Majestäten, ab

nach de Jeburt zu de Gouvernanten, ne, jeden Morjen musste ick ihr det Minneken ins Bette bringen, wie se gerade jeboren war, und denn hattse mit ihr jeschmust und jelacht, und hattse jedrückt, und wenn ick ihr wieder jeholt habe, hat die Königin jesagt: So ein kräftiges Kind, was, Mermann? Wie schade, dass sie kein Junge geworden ist. – Thronfolger kommt noch, sage ick, nu bleibense janz ruhig, Majestät, sage ick, det Mächen is 'ne Schönheit, det sieht man ja jetzt schon! Aber die Königin, die hatte 'ne Heidenangst vor dem König, da hattse ihm immer ins Felde geschrieben, der war doch mit Eugen dem edlen Ritter im Felde, die traute sich nicht zu schreiben, det et nur 'n Mädgen is, die schrieb immer: Dem Kinde jeht et jut. Det schrieb die. Dem Kinde jeht et jut. Aba nu hat er ein Thronfolger, und wat macht er damit? Er sperrt den Fritze inne Festung! Herrje, wat soll denn aus dem Jungen werden, glauben Se, Duchlaucht, det kann doch kein juter König mal nich werden, sone Prügel, die hat ja mein Oller unsere Kinners nich jegeben, und det is 'n oller Kommiskopp, und ick sage Ihnen, Durchlaucht, ick wäre sonst mit meine Kinners durchjebannt, wenn er die anjerührt hätte, ja, det wäre ick! Zurück zu Muttern! Aba die Königin, det arme Mädchen, wohin sollse denn durchbrennen mit ihre janzen Prinzen un Prinzessinnen? Und denn wollte der König sich immer scheiden lassen, hatter jedroht, und hattse der Untreue verdächtigt, die Königin!«

Die Mermann tippte sich an die Stirn und sah die Sonsfeld bedeutungsvoll an. »Die Königin der Untreue! Herrjott noch mal, wer hätte die Traute jehabt, mit Olympia wat anzufangen!«

Die Hofmeisterin hatte sich über dem Gebrabbel der Alten langsam von ihrem Schrecken erholt und kicherte. Der Spitzname der in die Breite gegangenen Königin war zu treffend.

»Sehnse, nu lachense wieder, Durchlaucht!«

Aus den tiefen Falten ihres Gewandes zog die Mermann eine Flasche heraus und nahm einen kräftigen Schluck.

Sie bemerkte das Erstaunen des Fräuleins und murmelte: »'tschulligung, Frollein, aba det musste auf den Schrecken mal sein. Wenn Se ooch een wollen ...«

Sie hielt der Hofmeisterin die Flasche hin. Die griff zu und nahm einen tiefen Schluck. Hustend reichte sie der Amme die Flasche: »Schmeckt ja grauenhaft!«

»Soll et ja ooch«, meinte die Amme, »is ja zum Abjewöhnen, nich zum Anjewöhnen, wa.«

Sie verkorkte die Flasche sorgfältig und verstaute sie wieder irgendwo an ihrem umfangreichen Körper. Das Fräulein fragte sich, welche Geheimnisse unter diesen Röcken seit langen Jahren lagern mochten. Ächzend erhob sich die Amme.

»Ick muss mir beeilen, Durchlaucht, meine Jüngste kommt heute in die Wehen. Aba vorher wollte ick noch in die Küche, vastehnse?«

»Was wollen Sie in der Küche, Mermann?«

»Na, det Essen jestern, und nu det Deschönee, erst meinem Prinzesschen den Mund wässerig machen, und denn zu schalem Biere hungern lassen, ne, ne, nich mit der Mermann, da kriegense Ärger.«

»Lohnt sich das noch?«, meinte das Fräulein.

Die Mermann beugte sich vor: »Wie meinense denn ditte?«

»Nun, ich werde ausgepeitscht und die Prinzessin wird in die Festung gebracht werden. Da brauchen wir uns doch nicht mehr über das Essen zu beschweren, oder?«

»Jotte doch und bei alle Heiligen!«, rief die Mermann aus. »Frolleinchen, nu sehnsedoch nich allet so schwarz! Et wird doch nich allet so heiß jeessen wie et jekocht wird! Kommt doch immer allet lauwarm hier oben an, ooch de Jerüchteküche!«

Fräulein von Sonsfeld lachte. Gegen die Schlagfertigkeit der Amme war kein Kraut gewachsen. In ihrer Gegenwart konnte keiner pessimistisch sein, und genau das hatte sie

der kleinen Wilhelmine in den ersten Lebensjahren auf den Weg gegeben. Dann allerdings war die kleine Prinzessin in die Hände der Leti, einer italienischen Erzieherin, geraten. Bei dem geringsten Anlass war sie geschlagen worden, sogar mit Gegenständen hatte diese Furie sie traktiert. Ernsthafte Verletzungen am Kopf waren die Folge. Mit einem scharfen Gesichtswasser hatte sie der Kleinen das Gesicht abgerieben, bis ihre Augen gerötet waren und die Haut entsetzliche Pusteln gezeigt hatte. Hätte die Mermann nicht die Flasche zum Fenster hinausgeworfen, der Teint der kleinen Prinzessin wäre für immer verdorben gewesen, und genau das hatte offenbar in der Absicht dieser Furie gelegen.

Die Prinzessin hatte immer alles klaglos hingenommen. Sonsine hatte nie verstanden, warum sie sich nicht beschwert hatte. Als sie die Bildung der bereits Elfjährigen übernahm, war diese völlig eingeschüchtert. Den Mut, die brutale Erzieherin auszuhalten, hatte sie im wahrsten Sinne des Wortes mit der Muttermilch eingesogen, mit der Milch und dem Mutterwitz dieser aufrechten Anna Mermann.

»Sie kümmern sich ums Essen, ich kümmere mich um den König«, sagte das Fräulein entschlossen. »Ich werde zum König nach Potsdam fahren, so geht das hier nicht weiter.«

Die Mermann war schon der Tür. »Tapfere Durchlaucht! Ick wünsche Ihnen Glück!«

Damit ging sie.

Im August, nachdem der Kronprinz geflohen war, hatte das Fräulein die rasende Wut des Königs erlebt. Der Prinz hatte die harte Behandlung und die ständigen Demütigungen durch seinen Vater satt, die er seit seinem dreizehnten Lebensjahr erdulden musste. Mit seinem Pagen Keith und seinem Freund Katte hatte er fliehen wollen, war aber verraten und eingefangen worden.

Ohnmächtig war Wilhelmine in ihre Arme gesunken, als der König in die Gemächer der Königin gestürmt war und gebrüllt hatte, ihr Sohn, der Schurke von einem Fritz, sei tot. Sie hatte Wilhelmine wieder zu Bewusstsein gebracht, voller Angst, der König hätte seinen eigenen Sohn umgebracht. Aber Wilhelmine war kaum wieder bei Besinnung, wollte den König begrüßen und demütig seine Hand küssen, da lief er vor Wut schwarz an, seine Augen funkelten und Schaum trat ihm aus dem Munde hervor.

»Infame Canaille!«, rief er. »Sie wagt es, vor mir zu erscheinen? Fort mit Ihr. Sie mag Ihrem Schurken von Bruder Gesellschaft leisten.«

Mit diesen Worten packte er sie bei der Hand und versetzte ihr, bevor ihn jemand hindern konnte, einige Faustschläge ins Gesicht, von denen sie einer so heftig an der Schläfe traf, dass sie gegen den Kamin stürzte. Bewusstlos blieb Wilhelmine liegen, aber der Zorn des Königs war nicht besänftigt. Er wollte sie weiterhin schlagen und sogar treten, wenn nicht die Königin und ihre Hofdamen ihn daran gehindert hätten. Schnell hoben die Hofdamen von Sonsfeld und Frau von Kamecke Wilhelmine auf und trugen sie zu einem Stuhl in der Fensternische.

Die Gemächer der Königin lagen im Erdgeschoss, es war warm und die Fenster waren geöffnet. Vor den Fenstern drängte sich das Volk. Einige, die das Geschehen gesehen oder gehört hatten, schrien auf in dem Glauben, der König habe in seiner hitzigen Wut die eigene Tochter erschlagen.

Die Königin dachte, ihr Sohn sei tot. Sie schrie und lief wie eine Wahnsinnige im Zimmer herum. Die Szene hätte einen Stein erweicht, nicht aber den König. Der Zorn hatte seine Züge entsetzlich entstellt. Der jüngste Prinz, August Wilhelm, der erst vier Jahre alt war, umklammerte seine Knie und weinte. Das Fräulein hielt den Kopf Wilhelmines, der von

den Schlägen wund und geschwollen war, und versuchte, sie mit Hilfe ihres Riechfläschchens wieder zu beleben.

Inzwischen hatte der König einen anderen Ton angeschlagen, vielleicht hatten ihn die Tränen seines Jüngsten, den er zärtlich »Hulla« nannte, gerührt. Der Kronprinz sei am Leben, erklärte er etwas ruhiger, aber er werde diesen Schurken von einem Fritz hinrichten lassen wegen Majestätsverbrechen, und die infame Wilhelmine werde er als Mitwisserin zeit ihres Lebens zwischen vier Mauern einsperren. Er beschuldigte sie, an der Verschwörung beteiligt zu sein, sie habe ebenfalls fliehen wollen, weil sie eine Affaire mit dem Leutnant Katte habe. Dabei redete der König sich erneut in einen unsinnigen Zorn hinein, der in der Beschimpfung gipfelte, Wilhelmine habe heimlich ein uneheliches Kind von Katte. Hier konnte die Hofmeisterin nicht länger an sich halten, hier ging es auch um *ihre* Ehre. Sie trat vor, räusperte sich, bemühte sich, trotz ihrer Furcht laut und ruhig zu sprechen, und erklärte: »Majestät, das ist eine Lüge, und wer Eurer Majestät solche Dinge hinterbrachte, hat gelogen.«

Der König hatte ihr keine Antwort gegeben. Er hielt im Schimpfen und Fluchen nicht inne, war aber inzwischen kurz vor einem Herzanfall. Mittlerweile war Wilhelmine wieder zu sich gekommen und schrie laut, sie wolle den Herzog von Weißenfels heiraten oder wen auch immer der König befehle, wenn er ihr bitte nur das Leben ihres Bruders schenke. Die Prinzessin hatte viele französische Tragödien und Romane gelesen, in der solch edle Regungen vorkamen. Sie hatte vergessen, dass Tragödien tödlich endeten. In seinem lärmenden Zorn hatte sie der König glücklicherweise nicht gehört, und bevor Wilhelmine ihre Stimme ein zweites Mal erheben konnte, hatte das Fräulein ihr ein Taschentuch fest vor den Mund gedrückt. Der König hätte Wilhelmines edles Angebot nur als Schuldgeständnis angesehen und sie sofort arre-